

Mit dem E-Bike auf Weltreise

# So weit der Akku reicht

TEXT/FOTOS: TANJA UND DENIS KATZER



Tanja Katzer und ihr Hund Ajaci während einer Rast im Cat Tien Nationalpark in Südvietnam.

Im Jahr 2015 sind wir in Deutschland aufgebrochen, um unsere Räder und Ausrüstung mit der Transsibirischen Eisenbahn bis nach Ulan-Ude, unweit vom Baikalsee in Sibirien, zu transportieren. Um da weiter zu fahren, wo wir unsere Weltumradelung das letzte Mal für einen Besuch in der Heimat unterbrochen haben. In Sibirien setzten wir dann unsere Tour fort. Diesmal mit dem E-Bike.

## Ein Jahr später

9:30 Uhr, nach bisher 23.000 Radkilometern von Deutschland bis nach China rollen unsere Pneu die letzten 500 Meter auf chinesischem Boden in Richtung Kontrollposten am Rande der hektischen Stadt Hekou. Zahlreiche, schwer beladene Lastenfahräder rollen uns entgegen. Das Gewusel ist im Grenzbereich so enorm, dass wir aufpassen müssen nicht mit einem der hin- und herfahrenden Räder zu kollidieren. Eine halbe Stunde später sind alle Formalitäten abgeschlossen. „Ich wünsche ihnen eine weitere gute

Reise!“, ruft uns der chinesische Zöllner hinterher. Dann schieben wir unsere Biketrains auf die Brücke, die den roten Fluss überquert, der hier China und Vietnam trennt. Auf der vietnamesischen Seite empfängt man uns mit ernstem Gesichtern. „Hoffe, sie lassen unseren Hund Ajaci ohne Problem ins Land“, sage ich, weil wir nicht wissen, ob es trotz perfekter Dokumente am Ende doch noch Probleme mit irgendwelchen fehlenden Papieren gibt. Tock! Tock!, rauscht auch hier der Stempel in unsere Pässe und ehe wir uns versehen, schieben wir unsere Räder auf vietnamesischen Boden. Das Gewusel und Treiben auf der Straße ist von Hekou nicht zu unterscheiden, nur dass hier offensichtlich mehr Mopeds über die Straßen knattern. „Welcome in Vietnam!“, ruft uns jemand zu. „You want change money?“, fragt ein Geldwechsler.

Endlich sind wir in Süd-Ost-Asien angelangt. 50 Grad minus, wie im mongolischen Winter, oder 52 Grad im Schatten, wie im australischen Outback, gibt es hier nicht. Wir werden also weder

erfrieren noch verdursten. Auch die Unterkünfte werden sicherlich schöner sein und das Essen eventuell besser als in Sibirien oder Kasachstan. Wir werden sehen, was auf uns zukommt und freuen uns auf eine Zeit, die uns das Vorankommen, zumindest im kommenden Jahr, eventuell einfacher macht ...

„Wo geht's nach Sa Pa?“, frage ich einen Taxifahrer. Er deutet lachend auf eine Ampel und gibt uns zu verstehen an der Kreuzung rechts abzubiegen. Obwohl sich das Landschaftsbild erstmal nicht von China unterscheidet, strahlt Vietnam eine andere Stimmung aus. Irgendwie weicher, runder und die Menschen scheinen noch freundlicher zu sein. „Hello! Hello! Hello!“, ruft es uns aus allen Ecken und Enden entgegen. Kinder freuen sich über den Anblick unserer Biketrains. Vor allem Ajaci erregt hier wieder große Aufmerksamkeit. Autofahrer hupen und winken unaufhörlich. Sogar Lastwagenfahrer betätigen ihr lautes Horn, um zu zeigen, wie ihnen unser exotischer Auftritt gefällt. „Toller Empfang!“,

ruft Tanja gut gelaunt zu. „Ich glaube, wir werden eine gute Zeit in diesem Land haben“, antwortet sie über beide Backen grinsend. Jedoch vergeht uns das Lachen schnell. Nur wenige Kilometer hinter der Grenzstadt Lao Cai führt die stark befahrene Straße in die Höhe. Weil wir wissen, dass unser nächstes Ziel, das Gebirgsstädtchen Sa Pa, recht hoch liegt, erstmal keine Überraschung für uns, jedoch macht uns das extrem schwüle und heiße Tropenklima ernsthaft zu schaffen. Wir arbeiten uns vom tiefsten Punkt der gesamten bisherigen Reise erneut nach oben. Die Temperaturen im Tal sind mörderisch, vor allem weil wir kaum eine Chance hatten uns zu akklimatisieren. Die wenigen wirklich heißen Tage im chinesischen Gebirge liegen schon wieder über zwei Wochen hinter uns. Totgefahrene Schlangen liegen platt gewalzt auf dem schwarzen Asphalt. In bunter Tracht gekleidete Bäuerinnen der hier lebenden Bergstämme Hmong, Red Dao oder Tay sitzen im Schatten einiger Bäume. „Hello! Hello! Hello!“, rufen sie uns freundlich entgegen und versuchen uns frisch geernteten Mais oder Süßkartoffeln zu verkaufen. Saftig grüne Reisfelder schmiegen sich an steile Berghänge. Wasserbüffel stehen am Straßenrand und glotzen uns apathisch an. „Wie hoch sind wir?“, fragt Tanja mit von der Anstrengung rot gefärbtem Gesicht. „700 Meter“, antworte ich heftig schnaufend. Manche Bereiche der Straße sind jetzt so steil, dass wir Mühe haben sie zu erklimmen. Am Straßenrand legen wir eine Pause ein, um auszuruhen. Unsere Muskeln brennen trotz der Unterstützung unserer Elektromotoren. Aber ohne sie gäbe es, wie so oft auf dieser Reis, keine Chance unsere Bikes solche Steigungen nach oben zu bringen.

„Zssschchch!“, zischt es plötzlich neben mir. Eine Schlange schnellt mir vor den Helm. Im Augenwinkel sehe ich einen Mann, der das zwei Meter lange Tier etwas unterhalb des Kopfes festhält und mir ihren Körper entgegen schwingt. Vor Schreck falle ich fast aus dem Sattel. Als ich einen Laut des Entsetzens von mir gebe, lacht er herzlich. Seltsamer Scherz, geht es mir durch den Kopf, froh darüber in meiner ruckartigen Ausweichbewegung nicht gestürzt zu sein.

Dichte Wolken verschlucken die Sonne und ziehen sich plötzlich über die Straße. Die abnormale Hitze ist gewichen. Es beginnt zu regnen. Mopedfahrer düsen uns entgegen. Mit billigen Plastiküberzügen schützen sie sich vor dem immer stärker werdenden Tropenregen. Stunden später erreichen wir auf ca. 1600 Meter Höhe Sa Pa. „Wir haben es geschafft“, freut sich Tanja trotz der Nässe. Wir radeln an unzähligen kleinen Hotels und Straßenrestaurants vorbei, denn die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz hat sich seit einigen Jahren zu einer Touristenattraktion entwickelt. 1922 errichteten hier die Franzosen eine Bergstation, die sie wegen der angenehmen Temperaturen im Sommer als Luftkur- und Erholungsort nutzten. Obwohl wir während unserer Reisen nicht unbedingt scharf darauf sind, im Zentrum einer Touristenhochburg zu sitzen, ist uns bewusst, dass solche Orte nicht umsonst der Anziehungspunkt vieler Besucher geworden sind. Sa Pa mit seiner faszinierenden Bergwelt, den unzähligen saftig grünen Reisterassen und den traditionell gekleideten ethnischen Minderheiten, ist zweifelsohne einen Besuch wert ...

## Bei den abgelegenen Bergvölkern Nordwest-Vietnams

„Oh, meine Oberschenkel“, sagt Tanja, als sie am frühen Morgen langsam das Bett verlässt. „Was ist mit deinen Oberschenkeln?“, frage ich gähnend. „Muskelkater“, vernehme ich ihre Antwort. Als auch ich mich erhebe, spüre ich ebenfalls meine Beine, die sich nach der gestrigen Gebirgsüberquerung anfühlen wie zwei aufgepumpte Brückenpfeiler. Nach einem simplen Frühstück geht es weiter durch die vom Rest der Welt abgelegene Bergwelt Nordwest Vietnams. Eine vor nicht allzu langer Zeit unerreichbare, geheimnisvolle Region. Man hörte nur fremdartige, märchenhafte Geschichten, die langsam über das ferne tropische Gebirge, ins flache Küstenland sickerten. Mystische Geschichten



über die hier lebenden Nomadenstämme, die sich seit ewigen Zeiten mit einer lebensfeindlichen Natur arrangierten. Die Volksstämme, die in den Bergregionen des Nordwestlichen Vietnams, Nördlichen Laos, im Südlichen Myanmar, Südchina und Nordthailand lebten, bezeichnete man als wild, brutal, barbarisch und schonungslos, ohne wirklich zu wissen, wer sie waren und wie sie lebten. Sie betrieben kaum Handel mit der schwer zu erreichenden Außenwelt, waren bedroht von wilden Tieren, wie dem Tiger und giftigen Schlangen und einer erbarmungslosen Natur. Jahrhunderte isoliert entwickelte jedes einzelne Bergvolk eine eigenständige Kultur und eigenständige Sprache. Erst als die Franzosen damit begannen Vietnam zu kolonisieren, wagten sich vereinzelt Reisende in diesen Landesteil und überbrachten atemberaubende Berichte aus einer bis dahin fremden Welt. Bis heute hat sich die Kultur der einzigartigen ethnischen Stämme wie der Thai, Muong, Knife, Lu, Khang, H'mong und Giay etc. zum größten Teil erhalten.



Tanja &amp; Denis Katzer und Hund Ajaci unterwegs im zentralen Hochland.



Sonnenuntergang über den Reisfeldern von Mai Chau.

Die Sonne brennt sich ein Loch zwischen die Gewitterwolken und lässt den Untergrund dampfen, so dass man meinen könnte, wir queren den Boden eines Kochtopfes, der auf dem Feuer steht. Eine primitive Bretterhütte streckt ihr mit Stroh gedecktes Dach aus dem grünen Dschungel. Wir sind völlig ausgepumpt und halten an, um ein paar Minuten zu verschnaufen. Ajaci und ich erkunden das Wohnhaus der Bergmenschen. „Hallo! Hallo!?“, rufe ich. Keine Antwort. „Wahrscheinlich keiner Zuhause“, sage ich zu meinem Hund. Wir landen in der offenen Küche. Ein mit Asche gefülltes Loch im Boden ist die Feuerstelle. Fünf längliche Holzscheite sind aus dem erloschenen Feuer gezogen und liegen wie ein Fächer davor. Über zwei groben Steinen spannen sich drei dünne eiserne Stangen, auf denen ein verbeulter alter Kochtopf kauert. Ich knie mich hin und halte meine Hand über die Asche. „Sie ist noch warm“, sage ich zu Ajaci. Der primitiv geschnitzte Holzhocker steht daneben auf dem Lehmboden. Das aus Holz gearbeitete Gestell, durch welches sein Besitzer zwei Schulterriemen gezogen hat, zeigt die früheste Form eines Rucksacks. Alles, was ich hier sehe, erinnert mich an jenes einfache Leben der Indianerstämme in Südamerika, mit denen ich vor vielen Jahren gelebt hatte. Kaum etwas unterscheidet sich von der urtümlichen, frühen Lebensform der ersten Siedler auf dieser Erde.

Umso näher wir dem Sonntagsmarkt kommen, desto dichter wird das Treiben. Mopeds zwängen sich laut hupend durch bunt gekleidete Menschen. Verkäufer preisen rufend ihre Ware an, deren einfachen Stände sich bereits hier am Straßenrand reihen. „Hello! Hello!“, werden wir freundlich begrüßt. Die Sonne, die sich durch ein paar Gewitterwolken zwängt, lässt das chaotische Durcheinander im hellen Licht erstrahlen und leckt ein paar dampfende Pfützen weg. Undefinierbare exotische Gerüche mischen sich in die feuchtwarme Luft. „Da ist der Eingang“, sage ich auf einen roten Schriftzug deutend, den ich auf einem gemauerten Tor entdecke. Links davon sitzt eine in schwarzer Tracht gekleidete alte Frau auf dem Gehsteig. Zu ihren Füßen liegen zwei wie Würste zusammengeschnürte Hühner, in einem länglich geflochtenen Bastkorb. Auf der anderen Seite der schmalen Gasse hingegen warten Hühner laut gackernd in einem Drahtgeflecht auf ihre Käufer. Dazwischen stehen Plastikkörbe mit frischem Obst, türmen sich getrocknete Pilze, zusammen gebundene Wurzeln, getrockneter Fisch, bündelweise Nudeln, eingelegter Knoblauch, große und kleine Eier, Berge von frischem Gemüse und sogar frischen Blumen. Im Sog der Menschen werden wir in den inneren, mit Plastikfolien überdachten Teil des Marktes gedrückt. Zahlreiche Mopeds der vielen Verkäufer stehen hinter alten, angefaulten Holztischen. Die Luft im Schatten ist dampfig, atmet sich wie zähflüssiger Honig. Das Geschrei der vielen Menschen vermengt sich hier mit dem Gegacker zahlreicher Hühner, mit dem nach unten sausenden Hackbeil des Metzgers, dem schrecklichen Todesschrei einer Sau, die vor unseren Augen abgestochen wird. Frösche und Kröten hüpfen in Töpfen und Körben unaufhörlich gegen die unnachgiebige Begrenzung, um ihrem unausweichlichen Schicksal doch noch zu entfliehen. Chcht! Chcht! Chcht!, zischt das scharfe Messer durch Fleischklumpen, die in einer kleine Waage landen.

In großen, mit abgestandenem Wasser gefüllten Plastikschüsseln dümpeln Fische herum. Eine Hand greift in die nach Sauerstoff pumpenden Kiemen eines Fisches, reißt ihn aus seinem Element in die Höhe. Auf dem Steinboden landend zappelt er wie wild. Die Klinge eines Messers schneidet das Tier in zwei Hälften. Der Verkäufer lächelt mich an. Erschrocken erwidere ich seine Lebensfreude und laufe weiter. Wasser, Unrat und Abfall verwandeln den Boden zu einer Rutschbahn. Zwei in bunter Tracht gekleidete Bäuerinnen unterhalten sich angeregt, andere halten je ein Huhn auf ihrem Schoß und strecken

es und entgegen. „Danke, heute kaufen wir kein Federvieh“, sage ich fröhlich, obwohl mir die Gerüche und das Geschrei des einen oder anderen Tieres ein wenig auf den Magen geschlagen sind. Von unzähligen Armen und Ellenbogen geschubst und gedrückt geht es weiter durch den Schmelztiegel unterschiedlichster Stämme, die teils an ihrer verschiedenartigen traditionellen Bekleidung und ihrem Kopfschmuck zu erkennen sind. Die meisten von ihnen mussten ihre

**allwetterfeste KETTENSCHMIERUNG**

**BRUNOX® Top-Kett**

„Ist die absolute Nummer 1 in diesem Test“ mit 24 Punkten!

www.brunox.swiss



### DONAU-RADREISE zum Sensationspreis

Radeln Sie ohne Anstrengung von Passau nach Wien. Heurigen in der Wachau und kulturelle Schätze am Weg erwarten Sie.

#### LEISTUNGEN

- 7 x ÜN inkl. Frühstücksbuffet in guten 3- & 4-Sterne-Hotels
- Gepäckservice bis Wien
- Bahn-/rückreise aus ganz DE/2. Kl./freie Zugwahl
- Infopaket mit Tourenkarte
- Fahrrfahrten uvm.

#### ANREISE

Täglich von 14. April bis 14. Oktober 2018

Buchungscode: BVA18

ab € 479,-



Donau Touristik GMBH  
Lederergasse 4-12, A-4010 Linz/Donau  
☎ 0800 100 11 47 ✉ office@donautouristik.at  
www.bva.donaureisen.at

Waren über viele Kilometer aus den nahen Bergen in einfachen Tragegestellen heranschleppen, um sie hier anbieten und verkaufen zu können. Von den mehr als 8 Millionen Menschen der über 50 ethnischen Minderheiten, leben noch heute 50 Prozent in Armut.

### Unfall und Glück im Unglück

Es ist bereits dunkel, als Tanja an der Bambusbrücke hält, um mich vorbeizulassen. „Fahr vorsichtig!“, ruft sie. „Ha, ha, ha“, lache ich über die Bambusrohre ratternd. Auf der klapprigen Brücke ziehe ich die Bremsen, um meine Geschwindigkeit zu kontrollieren. Zu spät. Mein Vorderreifen gerät zwischen zwei Bretter, die längs auf den Bambus genagelt sind. Als hätte man auf mich geschossen, verschwinde ich ohne die geringste Reaktion zeigen zu können im finsternen Nichts. „Schst. Krack. Stechender Schmerz. Alles schwarz. Was ist los? Schwindel. Buuuuuuuuuuu. Brummen. „Denis? Deenis!“ Hat da jemand gerufen? „Denniiii!“ „Ja.“ „Bist du okay?“ „Nein.“ „Wo bist du?“ Aufstehen. Ich muss aufstehen. „Hier“, sage ich in der Finsternis entlang torkelnd. „Oh Gott. Du warst plötzlich weg. Bist du okay?“ „Ja, ja. Bin okay“, höre ich mich antworten und merke, wie es in meinem Kopf dumpf hin- und herwabert und der Schwindel mich auf den Boden zwingt. „Al-

les wird gut“, höre ich Tanja und wundere mich, wieso mein Kopf plötzlich in ihrem Schoß ruht. „Hast du Schmerzen?“ „Ja.“ „Wo?“ „Die Schulter“, höre ich meine eigenen Worte, als kämen sie von jemand anderem. Mein Blick fällt auf die linke Schulter. Irgendetwas schaut da raus, was da nicht rausschauen sollte. „Ist nur die Schulter. Das wird wieder. Mach dir keine Sorgen.“ „Mir ist schlecht.“

Im Röntgenraum des Dorfkrankenhauses stellt mich jemand an eine weiße Wand. Die Tür schließt sich. Suuusst, klingt es aus dem Gerät vor mir. Oh, ist mir schlecht. Gerade noch rechtzeitig geht die Tür wieder auf und erneut sind ein paar Hände da, die mich vor dem Zusammenklappen bewahren. „Schultergelenksprengung“, ist die Diagnose nach der Überprüfung der Röntgenaufnahme. Das kalte, hässliche und unbequeme Metallbett rollt mit mir aus dem Röntgenraum. Neonröhren flackern an der Decke und beleuchten den Gang, durch den es gerade geht. Eine Stunde später transportiert man mich über holprige Wege zurück zur Lodge, in der wir untergekommen sind. Aus der geplanten Weiterfahrt am kommenden Tag wird nichts. Die Verletzung erfordert eine dreimonatige Zwangspause, bis ich daran denken kann, unser E-Bike-Abenteuer durch dieses faszinierende Land fortzusetzen.

### 103 Tageskilometer und 2218 Höhenmeter

Nach der Zwangspause geht es gleich ins nächste Abenteuer. Stoisch wie ein Ochse, der den Mahlstein dreht, lassen wir die Räder nach oben rollen. Mittlerweile haben wir 1100 Meter erreicht. Spätestens alle 9 km ist ein Akku leer. „Wie viel volle Akkus besitzen wir noch?“, frage ich, weil ich mit meiner Rechnung durcheinandergekommen bin. „Noch zwei.“ „Wenn es weiter so bergauf geht, wird's wieder einmal knapp“, antworte ich, mich an die endlosen Gebirgsfahrten in China erinnernd, bei denen es am Ende des Tages mit unserem Energievorrat nicht nur einmal sehr knapp wurde.

Indes ist es später Nachmittag. Wir legen Akku Nummer sechs ein. „Der Letzte“, stelle ich fest. „Wie weit ist es noch bis zur Unterkunft?“, möchte Tanja wissen. „25 km. Aber ob wir dort bleiben dürfen, ist nicht sicher.“ „Wenn uns vorher der Saft ausgeht, sehen wir alt aus.“ „Ja, dann müssen wir uns mit dem Zelt irgendwo verstecken und morgen früh muss einer von uns mit ein paar leeren Akkus und Ladegeräten losziehen und in einem Dorf eine Steckdose suchen.“ „25 km schaffen wir bei den ständigen Steigungen mit einem Akku nie“, ist sich Tanja sicher. „Stimmt. Aber wir besitzen noch meine



Tanja Katzer während einer Rast in den Bergen Nordvietnams.

